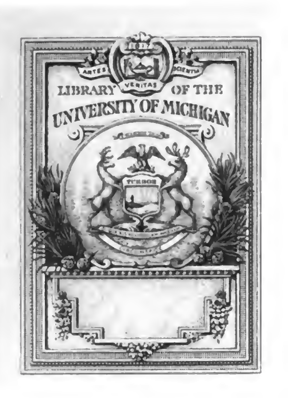
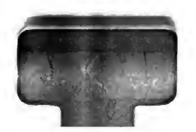
Rede bei der Schiller-feier der K.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



Rede

bei der

Schiller-Feier

der

Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

am 9. Mai 1905

im Königlichen Opernhause

gehalten von

Erich Schmidt.

Berlin 1905.
Universitäts-Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke).

Tiefsinnige Terzinen des greisen Goethe haben die Kirchhofphilosophie der Nichtigkeit umgestossen: in freier Luft, mit freiem Sinn verehrt er vor Schillers irdischen Überresten die Gottnatur,

> Wie sie das Feste lässt zu Geist verrinnen,
> Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre . . . .
> Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.

Der im Überschwang jugendlicher Begeisterung den Millionen seine Liebe zujauchzte, wird heute von Millionen dankbar angerufen. Kein Dichter irgend eines Volkes besitzt diesen ungeheuren Ruhm, den Schiller durch die Macht der geselligen Dramatik und dank der von unsern Schulen Jahr aus Jahr ein den jungen Geschlechtern mitgegebenen Wegzehrung geniesst. Alle Bildungsstätten Deutschlands huldigen seinem Genius, die Bühnen dem Herrscher, ihm ertönen die Glocken, eine Hochflut preisender und belehrender Gaben strömt aus den Pressen, unzählige Bände werden von Regierungen, Städten, Vereinen, Gönnern als Hausschatz in die Wohnungen der kleinen Leute geschickt, und wenn einst der junge Uhland einem Handwerker der Schweiz erbeutete Volkslieder mit dem „Wilhelm Tell" bezahlte, so ist nun durch alle Kantone hindurch jedes Schulkind dieser Gabe theilhaft. Die Eidgenossen erblicken im monumentalen Geschenk eines stammverwandten Alemannen die höchstmögliche dichterische Verklärung der Heimat; sie haben ihm dafür das Bürgerrecht verliehen, und der Staatsschreiber ihrer Poesie hat mit herrlichen

Worten den Ehrenbrief ausgefertigt, als dem Mythenstein am Vierwaldstätter See der Name „Schiller" eingegraben ward. Allen Deutschen ist er ein Halt in der Diaspora. Jenseit des Kanals, jenseit des Weltmeers feiern ihn einmüthig grosse germanische Gemeinden, und auf eine Universalherrschaft scheint diese Verehrung zu deuten, wenn im fernen Chicago heut ein General aus Schwaben die Festrede hält.

Solcher Ruhm mit seinem Machtgefühl hat schon den Lebenden angeweht, nicht zum mindesten ein Jahr vor dem Hingang hier in Berlin, als das Schauspielhaus an vier Abenden einen Abriss seiner dramatischen Laufbahn gab, die Königin Luise den Dichter verehrend empfing und der Kronprinz mit dem kleinen Karl Schiller spielte, als Preussens Hauptstadt hoffen durfte, zur Zeit der Neubelebung unsrer höchsten Bildungsanstalten Schiller ganz oder für einen grossen Theil des Jahres in freier Stellung zu gewinnen. Er hätte unter den Akademikern gesessen und sich keinem würdigen Antrieb entzogen; richtet er doch seinen umfassenden Geist alsbald auch darauf, dass im Centrum der alten Aufklärung nun durch Schleiermacher ein neuer Protestantismus erwachse. Denken wir uns Schiller dann der nahen Universität verbündet, Berlins Studenten ihm ehrfürchtig begegnend und diesen Eindruck für immer wahrend; erfassen wir die Aussicht, dass er Preussens künftige Herrscher in der Geschichte unterweisen sollte . . . Friedrich Wilhelm IV., Kaiser Wilhelm I. seine erlauchten Jünger . . . Vorüber! Bald sandten die Königssöhne ihre Denkmünzen von einer Trauerfeier an Schillers halbverwaiste Knaben.

Die schier unbegrenzte Popularität beruht doch nur auf einem Bruchtheil seiner Lebensernten, denn nicht der gesammte dramatische Ertrag ist den Massen zugänglich und mit der ganzen philosophischen Arbeit bleibt ihrem Verständnis die inhalt-

schwerste, formal adeligste Lyrik entzogen, die so früh und stark in unsre geistig-sittliche Bildung eingreift, aber nur dem reifen Sinnen sich erschliesst und von Vielen doch nicht wieder aufgesucht wird. Wir müssen den Dichter und Denker befreien von blassen landläufigen Vorstellungen, die sichere Persönlichkeit vollends herausheben aus dem Dunst, der ihn als himmelnden Idealisten — ein oft missbrauchtes Wort! — immer zu spät an den Gabentisch des Lebens kommen und nur in Zeus' ätherischen Regionen zu Gaste sein liess. Wir müssen dem Aristokraten, dem allerdings die Kunst eine Tochter der Freiheit und das Reich der Vernunft ein heiliger Boden gegen jede Knechtschaft war, nicht, wie es zur Säcularfeier 1859 in trüben, verworrenen Zeiten sehr begreiflicher Weise geschah, politische Einheitsgedanken und demokratische Ideale ansinnen, die der von wilden Jugendgärungen durch eine immer kältere Betrachtung der französischen Revolution Gewandelte nicht bekannt hat. Auch in jenen flammenden Rütliworten von den ewigen Menschenrechten und von den Grenzen der Tyrannenmacht nicht. Und über die Mehrheit hat er, dem äusserer Rang und Stand eine „Nullität" hiess, doch kaum anders gedacht als sein Fürst Sapieha.

Alle Menschen sind in den Wogen ihrer Zeit getauft. Selbst den Heroen bleibt daher eine angreifbare Stelle, wie dem Achill die Ferse, an der seine Mutter ihn hielt, aber die Führer steigen zu individueller neuer Grösse über das verrinnende Meer der Epochen. In Goethes „Maskenzug" erwidert auf das Nein des „Tages": „Alles, alles ist vorbei" der bejahende Genius:

> Nicht vorbei! Es muss erst frommen:
> Grosses in dem Lebensring
> Wird nur zur Entwicklung kommen,
> Wenn es uns vorüberging.

Die Bildungsideale des achtzehnten Jahrhunderts können nicht wie ein verschlissenes Kleid abgethan werden, und das Evangelium ästhetischer Erziehung ist darum nicht ausgeklungen, weil seit den Freiheitskriegen eine neue Überzeugung vom Staat, keinem Abstractum, keinem „Staat der Noth“, erwuchs, weil wir nimmermehr mit dem grossen Kosmopoliten sagen möchten, dass der Staat nirgend vom Gefühl des Bürgers gefunden werde und ihm ewig fremd bleibe. Schillers patriotische Wirkung liegt, ausser dem blossen erhebenden und bindenden Dasein einer solchen Persönlichkeit und abgesehn von ewigen Kernworten, die den Volksbrüdern Ehrgefühl und Einigkeit über alles stellten, sie liegt in einem edlen Nationalstolz. Aber auch jener monumentale Entwurf eines Weihgeschenks, den man triftig „Deutsche Grösse“ benannt hat, wiederholt im Grunde die als Xenion verdichtete Meinung, statt der fruchtlosen Bildung zum Staat sollten die Deutschen sich freier zu Menschen ausbilden. Mag der Brite die Polypenarme seiner Flotte strecken, mag der Franke seinen ehernen Degen in die Wage der Gerechtigkeit legen — unsre Sprache, sagt Schiller, unsre humane Bildung wird die Welt beherrschen, und die sittliche Grösse steht unabhängig da von den politischen Schicksalen einer Nation: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Werth gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen, so bleibe die deutsche Würde unangetastet.“ Hohe Worte, dem Dichter der „Deutschen Muse“ ziemend und nicht vom Jahr 1870 aus zu messen; aber wir nehmen nach keiner Seite befangen gern den Fortgang von Posa zum „Prinzen von Homburg“.

Und Kleists Name sammt denen der Grillparzer, Ludwig, Hebbel, die nicht als satte Erben, sondern als Mehrer des Reiches

in Schillers Gefolgschaft stehn wollten, erinnert uns daran, dass es keine alleinseligmachende classische Kunst giebt. Wie denn auch Schiller die Kunst für ein Lebendiges ansah, das ohne Wandel und Wachsthum zum Schema und Schemen erstarren müsste. Sollten wir etwa wünschen, sein eigener Enkel Ludwig von Gleichen-Russwurm hätte noch zu Carstens geschworen, statt zu den modernsten Landschaftern? Schiller selbst verlässt die schöne Einseitigkeit Winckelmannischer Constructionen, indem er der antiken Entwicklung und der charakteristischen Wahrheit darin nachfragt, seine grossen Erörterungen über Naiv und Sentimental anstellt und trotz dem edlen Wahn, mit einer „Braut von Messina“ die antike tragische Strenge getroffen zu haben, ein Trauerspiel des Sophokles als Ausgeburt einer Zeit, die nie wiederkommen kann, misst. Freilich nicht als einen bloss der Reinigung unsres Theaters dienenden „abgeschiednen Geist“, wie das von ihm historischer zwar, doch fast mit überlessingischer Schärfe beurtheilte Drama des *siècle de Louis XIV*. Wir erbauen uns in Geist und Gemüth an Gehalt und Form der elegischen Gedichte, deren Stil das Distichon zum Ebenmasse geläutert hat; wir wandeln getrost mit Schiller von dem „nordischen Fluch“ in die helle Region, über der auch uns die „Sonne Homers“ lächelt; wir sind froh, mit den Göttern Griechenlands immerhin noch vertraut genug zu sein, um des Schulcommentars, der bald zu manchem Gedicht nöthig sein wird, entrathen zu können; aber wir wiederholen nicht mehr das Nur aus dem vorwurfsvollen Epigramm „Todte Sprachen“: „Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt.“ Dagegen protestirt ja Schillers eigene Sprachgewalt, nicht bloss, wenn sie in „Wallensteins Lager“ sogleich mit dem alten guten Reimpaar eine populäre Mundart meistert, sondern auch sein hoher Stil, den nur die Befangenheit Tiecks oder des in Shakespeare allein verbohrten ehrlichen Gegners

Otto Ludwig so lesen konnte, als sei das ein übler Abfall von den ersten Würfen. Der Schöpfer unsres stärksten wahrhaft bürgerlichen Trauerspiels „Kabale und Liebe“ hat auf diesem engeren gegenwärtigen Felde mit seinen realistischen Forderungen, das durch Tageslieferanten beschränkt und mittelst blosser „Ausleerungen des Thränensackes“ nach Schillers Hohn verwässert wurde, nie mehr einkehren wollen. Er gab sich, von blossen Ansätzen abgesehn, ganz dem stilisirten Versdrama der idealen Ferne hin, wie andre grosse Talente nach ihm auf ihre Art verfahren sind, ohne damit den Weg zu weiten fruchtbaren Stoffreichen zu sperren, die für die Spiegelung der modernen Gesellsellschaft nothwendig eine neue Prosa erheischen. Wer mikroskopisch sociale Umgebungen festhält, sehe sich vor, dass er nicht rasch veralte; wer makroskopisch das nie und nirgend geschehne Ewige sucht, fürchte die Verblasenheit. Richtig sehen, eindrücklich darstellen können beide, und der Charakteristiker muss immer den Stilistiker gelten lassen, der scharf umreissende Detailzeichner die vollen Farben, die ein Purpurmantel grosser sinnschwerer Rhetorik trägt. Niemand möchte übrigens solche Gaben und Neigungen völlig scheiden; anderseits niemand läugnen, dass ein typisches Schaffen, wie es im „Wilhelm Tell“ aus „bedeutender Enge“ den Ausblick auf Höhen und Weiten doppelsinnig eröffnet, nicht bloss diesen einzelnen Stoff, sondern auch verwandte Vorwürfe für immer abgeerntet hat.

Der Weg, der Schiller von den „Räubern“ zum „Wallenstein“ und zu seinem Gefolge führt, nicht gleich, aber vergleichbar den Bahnen des „Götz“- und „Eugenien“-Dichters, ist weit. Gewaltige und gewaltsame Erstlinge, „Kolosse und Extremitäten“ jugendlicher Freiheit, auch sie bereits nicht ohne starken sittlichen Drang der Einkehr und Sühne, bleiben dahinten. Der ungefüge „Don Carlos“ greift zum Jambus, der erst bei Schiller

den starken Pulsschlag gewinnt, und wächst aus der polemisch-höfischen Haustragödie mit Posa, dem Sprachrohr des Dichters, zu einer Botschaft an kommende Geschlechter. Doch die Meinung, der Poet müsse persönlicher Freund und Liebhaber seiner Geschöpfe sein, schwindet, und im nimmermüden, von allem bequemen Wucher mit dem schon errungenen Gewinn freien Fortgang erklärt Schiller, dieser „Carlos" ekle ihn, er habe einen neuen Menschen angezogen, für den „Wallenstein" werde nur wenig von seiner alten Kunst brauchbar sein. Weltgeschichte herrscht auf den Brettern ohne subjective Tendenzen. Niemals ist dem Theater ein stolzeres Programm verkündet und eingelöst worden, als die grösste deutsche Bühnenrede es auf dieser Tempelschwelle ausspricht. In einer erschöpfenden Katastrophe bereitete Schiller, der dann nach dem strengen Aufbau der „Maria Stuart" für „Jungfrau" und „Tell" mit epischer Nachgiebigkeit die Zügel minder straff anzog, „das wahre Festmahl der Tragödiendichter", während Goethe versöhnlich dieser äussersten Tragik auswich und durch Egmonts ungewappnete volle Lebenslust, durch Iphigeniens sanft fliessende Seelenlaute den Zweifel des Bühnengewaltigen hervorrief. Für Schiller, den geborenen Dramatiker, war das Dramatische immer zugleich theatralisch. Mag uns hier und da ein Zug nur theatralisch anmuthen, wie der „donnernde *deus ex machina*" zu Rheims, so sagt Schiller ein paar Wochen vor dem Tod seinem Humboldt: „Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als andre von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der grossen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, dass er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen sein, dass ich, indem ich die

deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.“

Es war nicht seine Schuld, wenn Jahrzehnte lang die Ohnmacht lendenlahmer Epigonen in Deutschland eintönig declamirte und schattenhaft durch ferne Mythen und Historien schlich, der ganzen Lehre und Leistung Schillers uneingedenk, dass nämlich der Künstler sich über das Wirkliche erheben und innerhalb des Sinnlichen stehn bleiben müsse. Sein Pathos hatte durch alle Tonarten, auch der Satire, stets Schwung und Wucht. Heute fürchtet sich nicht zuletzt der „deutsche Jüngling“ (wenn dies edle Wort überhaupt noch laut werden darf) vor dem Pathos, obwohl ihn unter uns ein Treitschke so pathetisch hinriss, und die Bühnen neigen leicht entweder zu hohlem Singsang oder zu einem falschen Sprechton, der Schillers volle Ladung erstickt, statt zwischen dem einstigen allzu feierlichen Mass und dem „Vorurtheil des beliebten Natürlichen“, nach Schillers einseitigem Tadel, zu vermitteln. Viele von uns sind kühler gestimmt gegen einzelne, gleichsam fertig aus dem Gewand hervorgezogene Prunkstücke sentenziöser Rhetorik, die wohl auch mit Situation und Charakter nicht reimen. Der *fameux récit* des Classicismus mag noch willkommen sein, nicht aber die grosse melodramatische Arie Marias oder einer Johanna, der zudem das unbewusste Helldunkel fehlt. Wir blicken nicht furchtlos auf „edle“ Prinzessen der Entwürfe, da Schillers Frauen nur in heroischer Luft athmen, und verfolgen die obligate *belle passion* als Erbschaft aus dem siebzehnten Jahrhundert von der Höhe des gewiss unentbehrliche Complementärfarben spendenden Idealpaares Max und Thekla bis in die gleichgiltige Niederung Junker Uli's und seiner Bertha.

Der Leser und Zuschauer staunt darob, wie sicher dieser Dramatiker von einem Zeitalter Besitz ergriff, zu dessen Bild auch das gehört, was Kurzsichtige schelten, so Wallensteins Si-

muliren und Schwanken. Aus einem strohdürren Bericht stieg der Intuition des Elegikers ein ganzes, reich belebtes Herculanum empor. Solche Einbildungskraft will etwa einem grossen Schauspiel der Polizei als moderner Nemesis Paris bei Tag und Nacht erobern und wird zuletzt in Polen, im weiten Russland heimisch. Wie wenig hat Schiller gesehn mit Augen des Leibes, wie viel intensiv und extensiv erfasst mit Augen des Geistes! Wie rührt es, den Schöpfer eines „Tauchers" nur von ein paar homerischen Erinnerungen und dem potenzirten Eindruck eines Mühlbachs zehren zu sehn für seine malenden Verse, die Goethe und spät noch Schillers Wittwe am Rheinfall so probat fanden! Wie ergreifend ist der heute von jedem kleinen Rentner leicht befriedigte Wunsch des Dramatikers, der grosse Seestücke plante, doch einmal das Meer in Cuxhaven oder Doberan zu schauen; des Tellendichters ebenso ohnmächtige Sehnsucht, die seinem erhabenen Pathos verwandten Hochalpen zu betreten! Bücher, Karten, mündliche Berichte mussten aushelfen und haben denn auch alles hergegeben, was er brauchte. Unter trocknen Notizen aus Chronisten und Naturforschern der Schweiz steht geschrieben: „Hohes Joch der Berge, mit ewigem Eis, goldroth von der Sonne beschienen, wenn schwarze Nacht die Thäler bedeckt. NB. mit dieser Erscheinung kann sich der Act, wo man im Rütli ist, endigen." Ein Wunder der Phantasie, denn gesehn hat Schiller ja nur den röthlich strahlenden Gipfel des jenaischen Hausbergs. Al fresco malt er, der sich sogar ein paar Kuhreigen kommen liess und auch für Musikbegleitung auf der Bühne sichere Winke gab, dem Director unsers Schauspielhauses die Decorationen hin. Er kennt die Schweiz; er hat sie doch beschritten, die Landschaft um den Vierwaldstätter See wie die Gotthardstrasse Johann Parricidas. So gebührt ihm der einst einem helvetischen Dichter ertheilte schöne Preis:

Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu Ehrensäulen gemacht.

Im Vollgefühl dieses Gelingens, das er hierher frisch mitbrachte, schuf er weiter bis zum letzten Athemzug, von der eigenen Arbeit in der Arbeit des poetischen Dolmetsch ausruhend, die erstaunliche Masse seiner mannigfachen Entwürfe mit „Demetrius“ krönend. All seine Stücke vom studentischen Wurf der „Räuber“ an sammt dem letzten grossen Torso leben unverlierbar auf unsern Bühnen. „Unterdessen sorgt Schiller für das Drama“, schrieb Goethe, als der Freund nach langer Pause seine eigenste Kraft immer energischer dem Theater allein widmete und eine im „Verbrecher aus verlorener Ehre“ zu unruhig, doch hinreissend bethätigte, in den erzählenden Partien des „Geistersehers“ sicher erwiesene epische Begabung schlummern liess. Aber ein neuer Balladenschatz von Fridolin und dem Toggenburger hinan zu Ibykus, zum Grafen von Habsburg erspross mit aller Gewalt des schildernden und bekennenden Wortes, grosser Architektur, gelebter Sittlichkeit. Seine Lyrik, für die es jetzt einer abgebrauchten Vergleichung mit Goethes Kronjuwelen nicht bedarf, hat Schiller selbst im ganzen überscharf gesichtet, im einzelnen bis zur Grausamkeit gekürzt und bewerthet. „Die wilden Producte eines jugendlichen Dilettantismus“ sieht er historisch an, nur als „verjährtes Eigenthum der Leser. Er freut sich, dass ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.“ Wir aber finden schon in den Orgien der Reflexion, wie die Lauralieder sie feiern, eine nach ferner Klärung ringende Weltanschauung der Harmonie und Liebe. Schiller nannte die Lyrik sein Exil, nicht seine Provinz. Er sprach wohl, als er auf dem Heimweg zur Poesie reichsten philosophischen Gewinn in den Dienst seiner Dichtung stellte, von „difficilen Materien“ und wollte sich der Entstehung mancher

Verse schämen. Kein Liebeslied weihte die langen Monde, da Lotte ihn unwiderstehlich anzog und mit ihrer Gegenneigung beglückte. Er baute etwa die nach Tendenz und Form seit der Romantik so oft angefochtene „Würde der Frauen" ganz auf einer langen, später zur Hälfte gestrichnen Antithese auf und drang trotz wohlbedachten schematischen Gliederungen, die auch gesellige Lieder von jenem glücklich unbewussten „Mich ergreift, ich weiss nicht wie, himmlisches Behagen" trennen, nicht immer selbst dem eingeweihteren Leser verständlich in das ideale „Reich der Schatten" vor. Doch eine für Haller, für Uz unerreichbare tiefe, nicht lehrende, sondern den ganzen Menschen auferbauende und befeuernde Gedankenpoesie gewann sich auf dem erhabenen Rain von Philosophie und Dichtung ihr Platzrecht, gipfelnd in Meisterstücken wie dem herrlichen „Spaziergang", in den wunderbar knapp und blank ausgeprägten Votivtafeln, dem ganzen Durchschnitt des Volkes als fest eingegliederte, wechselreiche Lebensbilder der „Glocke" beschert, bis er um die düstre Fabel Messinas seine Prachtgewebe schlang, „mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht".

Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts galt es für modern und interessant, mit absonderlichen Künsten *fin de siècle* zu liebäugeln, als müder, morscher *décadent* zu kokettiren oder auch in einem nur die dumpfe Association von Tönen und Farben suchenden Wohllaut zu schwelgen. Kraftlose Nachspiele gegenüber all den Leistungen und Weckrufen, die hundert Jahre zuvor unsre Classiker und die junge Romantik aufboten, um würdig ein neues Säculum zu grüssen. Schon im früheren Ausblick hatte Schiller gross angehoben, als er der Menschheit Würde verpflichtend in die Hand der Künstler legte:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige,
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit!

Er hatte dann von der Schaubühne herab gefordert: das deutsche Drama sei „nicht unwerth des erhabenen Moments Der Zeit, in der wir strebend uns bewegen“, sondern versuche „jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende . . . auch höhern Flug“, um sich nicht von der Lebensbühne beschämen zu lassen!

Solche durch eigne Grossthaten alsbald besiegelte Mahnungen kamen von einem Künstler und Menschen der stärksten Energie, dessen Jugend erst unter einschnürendem Zwang in einem Lande der provinziellen Enge zugleich und des weiten Weltbürgerthums, des männisch derben Realismus und der männlich speculirenden Philosophie, dann durch Jahre heimatloser Unrast und Noth so dramatisch aufgewühlt war, dass nur ein angeborner sittlicher Adel und ein unbeugsamer Wille dies Dasein zur sichern *vita activa* ausbilden konnten.

Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle.

Auf dem Scheideweg legt er ein „herkulisches Gelübde“ der Selbstzucht zur reifen totalen Simplicität des Wesens und Schaffens ab, denn, wie Schillers mordende Kritik gegen einen undisciplinirten Lyriker sagt: der Dichter ist verpflichtet, seine Individualität zur herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern. Das herkulische Gelübde hat Schiller erfüllt, und wir verstehen seinen Drang, dem Heros nicht bloss im Distichon, sondern in einem grossen Idyll zu huldigen, weil ihn eigene Götterkraft zum Olymp emporführt. Aber derselbe Mann, dessen Jugend nicht, wie die Goethische, Kraft und Anmuth verschwistert besass, segnet in einem seiner reinsten und ergreifendsten Gedichte neidlos, ohne Zwiespalt „Das Glück“ des Götterlieblings, der um das Schöne nicht erst kämpfen muss:

Eh' er es lebte, ist ihm das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Gross zwar nenn' ich den Mann, der sein eigner Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt.
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Als einen Adelsmenschen haben Goethe und Humboldt ihren Freund gesehn und verewigt. Diesen Adel wagte selbst der bittere Feind nicht anzutasten. Wir neigen uns vor ihm. Schiller weiss, dass er es höchstens auf fünfzig Jahre bringen wird, aber er giebt sich keinen Klagen über das zehrende Siechthum hin, wie unser Ernst Curtius — es sei mir diese Erinnerung gestattet — von der Krankheit als etwas Unwürdigem schwieg; und er dankt dem Urgrossvater unsrer Kaiserin auf ein fürstlich gegebenes, fürstlich heimgezahltes Geschenk für die Freiheit des Geistes, sich nun rein und ruhig zu bilden. Eine neuerdings beliebte Pathologie der Dichter und Denker scheitert hier völlig, denn läge das Buch seines Lebens nicht offen vor uns, Schillers Werke würden bis zuletzt keine Spur des physischen Leids verrathen. Darum braucht niemand bei dem Unvergänglichsten an das Zerstörbarste zu denken, wenn endlich seine „Huldigung der Künste“ die Poesie ihr schrankenloses Ideenreich und ihr geflügelt Werkzeug verkünden lässt, wenn Sapieha donnert und Marfa den vollen Strom der Leidenschaft überwältigend ergiesst.

Heiter bis zur Ausgelassenheit sahen ihn noch zuletzt junge Freunde auf Redouten den Champagner schenken und die Neige der köstlichen Zeit schlürfen. Goethe aber staunte von Woche zu Woche, wie rasch Schiller inzwischen vorgeschritten sei: da habe

er denn gewaltig weit kommen müssen! Davon durchdrungen, es gelte keine Stunde zu verlieren, commandirte er die Poesie ohne jedes Rasten und Rosten. Von der heutigen nervösen Schlaffheit und auch den lässigen blossen Skizzen wenden wir uns zu dieser „Beschäftigung, die nie ermattet", dieser ungeheuren Arbeit und niemals selbstgenügsamen, schon dem Schöpfer der „Räuber" vertrauten Umschmelzung. Er gewinnt nach den schlackenreichen Explosionen seiner jugendlichen Genialität die kraftvolle Ruhe, die beherrschte Kraft, ein sicherer Gebieter, ein demüthiger Werber. Bedenken wir, dass Schiller nach dem Erfolg der „Maria Stuart" nur schrieb: „Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen"; wiederum nach dem Siege des „Tell": „Ich fühle, dass ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde"; inmitten der allerletzten „Demetrius"-Schöpfung: „Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben."

Niemand hat seinen Beruf heiliger aufgefasst als Schiller. „Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirne", sagt er von den Künstlern. Der Dichter sei ein Sohn, aber kein Zögling und Günstling des Tages; „seine Werke werfe er schweigend in die unendliche Zeit." Dies hohe Streben bestimmte Schillers Verhältnis zu den Geniessenden, den Urtheilenden, den Schaffenden. Der unerbittliche Feind aller Plattheit und Mittelmässigkeit musste stets das Publicum emporheben oder ihm das Heft vor die Füsse werfen, denn nicht durch das Publicum, sondern durch die Künstler, die ihm dienen, statt es höhern Zwecken zu gewinnen, verfällt die Kunst. „Was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen", sagte Schiller, der Leser und der Bildner. Er war ein Mann des schroffen Urtheils, auch gegen hervorragende Vertreter der beiden nachbarlichen Generationen, und keinen Augenblick darauf bedacht, sich den Beifall romantischer Stimmführer zu sichern. Der trägen Masse aber und dem „elenden Recensentengesumse" ist

niemals verächtlicher begegnet worden als nach der üblen Erfahrung bei den vornehmen „Horen“. Mit grausamem Behagen treibt Schiller die litterarische „Hasenjagd“ und entsendet treffsicher ein „Xenien“-Rudel nach dem andern. Er buhlt um keine Gunst unten und oben und wahrt stolz seine Herrschaft. Im Theater soll nur der „kurze Imperativ“ gelten, doch kein Übergriff einer Censurbehörde die dichterische Rechtsprechung verkürzen. Drei Stellen dämpft er 1804 unmuthig für unser Schauspielhaus mit der entschiedenen Erklärung: „Anders konnt' ich mich nicht fassen, ohne dem Geist des ganzen Werkes zu widersprechen, denn wenn man einmal ein solches Sujet, wie der Wilhelm Tell ist, gewählt hat, so muss man nothwendig gewisse Saiten berühren, welche nicht jedem gut ins Ohr klingen. Können die Stellen, wie sie jetzt lauten, auf einem Theater nicht gesprochen werden, so kann auf diesem Theater der Tell überhaupt nicht gespielt werden, denn seine ganze Tendenz, so unschuldig und rechtlich sie ist, müsste Anstoss erregen . . . Der Casus gehört vor das poetische Forum, und darüber kann ich keinen höheren Richter als mein Gefühl anerkennen.“

Wie Schillers Verhältnis zu den Schaffenden ästhetisch und menschlich in seiner Stellung neben Goethe gipfelt, wie rein er während einer schweren Wartezeit und auf der Höhe des vom „Wallenstein“ fortwachsenden Ruhmes den reindichterischen Vorrang Goethes anerkannte, wie tief er mit nicht genug zu preisenden brieflichen Abhandlungen in dessen ganze Existenz eindrang, wie das Ideelle und das „Betastliche“ sich zwischen beiden ausglich, Goethes Erscheinung auch Schillers Theorien fortbilden half und Goethe seinerseits dem Zuspruch und Antrieb des Freundes Unschätzbares verdankte — das alles lebt in unserm Bewusstsein.

Diese kurze Feierstunde gestattet nicht einen an sich misslichen Eilgang durch Schillers innig verbundene ästhetisch-ethische

Studien, die, in der Militärakademie verheissungsvoll begonnen, von Leibniz, den Schotten, den deutschen Popularphilosophen empor zu Kant als dem bauenden König über den Kärrnern und noch zu Fichte hin führen. Diese kennen auch, als er auf festem Granitboden Fuss gefasst hat, keinen Stillstand den grossen Problemen gegenüber und wirken trotz den von ihm selbst überwundenen dualistischen Mühen fruchtbar fort in gegenwärtiger Forschung. Sein Leben steht unter diesem Sittengesetz, dieser Neigung zur Pflicht. Seine Poesie ist regiert von diesem freien Spieltrieb; Anmuth und Würde, Schön und Erhaben spiegeln sich darin. Der heroische Tragiker pflanzt das Bewusstsein unsrer innern moralischen Freiheit des Widerstandes als Siegesbanner über die Katastrophen und ertheilt der Dichtung nicht mehr eine polizeiliche Gerechtsame für den Menschen: „aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu allem, was er sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten.“

Wie der Dichter und der Philosoph, so haben der Dramatiker und der Historiker in Schiller eine Personalunion geschlossen. Der Dramatiker begabt den Geschichtschreiber für Charakteristik und Massenbewegung, und seinen historischen Gewinn schöpfen wiederum die Dramen aus. „Don Carlos“ führt zum „Abfall der Niederlande“; mit den beinah zu deutlichen Worten des „Dreissigjährigen Krieges“, die beiden Helden dieses kriegerischen Dramas seien von der Bühne verschwunden und mit ihnen die Einheit der Handlung dahin, eröffnet Schiller den Ausblick auf das grosse Schauspiel, das tiefer in der Seele des Friedländers lesen soll. Versichert, die Geschichte könne von einer verwandten Kunst etwas borgen, ohne deswegen zum Roman zu werden, hat Schiller als belebender Darsteller im höheren Wetteifer mit dem Vorsprung der Nachbarländer unsre schon von Lessing beklagte Armuth überwunden und seinerseits er-

wiesen, wie viel die schriftstellerische Prägung deutscher Wissenschaft nicht sowohl der engen Zunft als den grossen Liebhabern dankt. Man denke nur an Goethes „Geschichte der Farbenlehre". Jener Gildenhochmuth, der gerad aus dem Munde der jedes Darstellungstalentes baren Leute noch so lang einen freieren Gelehrten in die Litteratenbank wies, ist allgemach still geworden. Unbefangen sagt uns heute der Professor, was nicht bloss die farbenreiche Geschichtschreibung, sondern auch die Geschichtskunde Schiller innerhalb seiner zeitlichen und persönlichen Grenzen schuldet. Rankes schlichter Satz, der Historiker wolle darthun, wie es eigentlich gewesen sei, lehnt das hohe der Historie beigemessene Amt ab, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre zu erziehen. Sein ruhiges wissenschaftliches Gebot schliesst einen der Geschichte entströmenden Enthusiasmus nicht aus, zu dem Schillers historisches Lehramt sich begeisternd bekannte, und tiefe Ironie lag darin, wenn in Jena ein kläglicher College vorstellig ward, Schiller habe sich zu Unrecht Professor der Geschichte genannt beim Druck seiner Antrittsrede, da er doch nur Professor der Philosophie sei.

Wie sollte schliesslich eine akademische Feier an dieser Rede vorbeigehn können, die der Ethik der Gesammtwissenschaft den ehrwürdigsten Ausdruck leiht und für alle Zeiten in idealen Worten predigt, was schon ohne jeden besonderen Anlass Schillers Mannheimer Vortrag in den „Kerker der Brodwissenschaft" hineingerufen hatte, was später das Xenion so bündig zusammenfasst:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
  Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Der neue soldlose Extraordinarius, der hier zugleich den schönen Irrthümern des Rousseauthums und seiner „Götter Griechenlands" Valet sagt, der so besonnen religiöse Aufklärung übt und das von einem „ewig geharnischten Krieg" behütete Staatensystem Europas

mustert, gab Lehrern und Lernenden die gewaltige Antithese zwischen dem „Brodgelehrten“ und dem „philosophischen Kopf“:

„Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte . . . Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sclavenseele mit sich herumträgt.“

Commilitonen! Ich rufe euch an in dieses Wortes eigentlicher Bedeutung. Lasst euch von Schiller ausrüsten mit solcher Geistesfreiheit und unbestochnem Wahrheitsdrang, verachtet gleich ihm alles schale Banausenthum, strebt danach, wie er nicht mit einzelnen Thaten, sondern mit dem sittlichen Dasein zu zahlen, beherziget sein stählendes „*Sapere aude!* Erkühne dich weise zu sein!“, blickt auf die Höhen, wo die edelsten Dämonen menschlicher Bildung ihren Sitz haben, und zimmert, so weit ihr diesem grossen Vorbilde zu folgen vermögt, trotz jedem äusseren Hemmnis euer Leben in beharrlicher, immer hinanstrebender Thätigkeit, tapfer, heiter! Er fluchte der härtesten Prüfung nicht, sondern rief von aller Pein aufathmend im Arm der Freundschaft: „Diesen Kuss der ganzen Welt!“ Er ward beglückt in einer „häuslichen und bürgerlichen Existenz“ und durch den fruchtbaren Austausch, der auch seine Briefe zum unerschöpften Erbe macht. Der Idealist war ein siegreich wirkender, weltkluger, durch nichts beirrbarer Mann.

Goethe sah ihn „im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so gross am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. . . Das war ein rechter Mensch, und so möchte man auch sein“.

Bevor nun ein jugendlicher Chor sich im frischesten Liede Schillers zu der Losung bekennt, mit dem Einsatz des ganzen Lebens das Leben zu gewinnen, knüpfen wir an unsern Goethischen Anfang ein Goethisches Finale. Seit etlichen Jahren erst weiss man, dass dem Freunde der „Epilog zur Glocke“ als Glied einer grossen dichterisch-musikalischen „Todtenfeier“ zugedacht war und in diesem allegorisch durchwirkten Trauerreigen auch die Studenten erscheinen mit ihrem dankbaren Gelöbnis: „Seine durchgewachten Nächte Haben unsern Tag gehellt.“ Ein majestätischer Donnerschlag sollte danach erdröhnen, alle Klagen lösend:

„Epilog des Vaterlands. Verwandlung ins Heitre. *Gloria in excelsis.*“

